



Mozart's Vater überrascht sein Söhnchen beim Komponiren.

## Mozartgeschichten.

Nur wenige Künstler haben es verstanden, auf jedem Gebiete der Musik so herrliche Werke zu schaffen, wie der am 27. Januar 1756 in Salzburg geborene Wolfgang Amadens Mozart.

Wolfgang zählte drei Jahre. Bis dahin hatte man nur ungestüme Lebhaftigkeit und eine große Vorliebe für alle Spiele seines Alters bei ihm wahrgenommen. Von dem Tage an, an welchem der Unterricht seiner Schwester Nannerl begann, wurde der Kleine ganz anders. Gespannt und aufmerksam wartete er, bis das Klavier frei war, um sogleich ebenfalls sich zu üben. Wenn man ihn ungestört ließ, so sah man ihn ganze Stunden damit hindringen, Terzen zu suchen, und sein Gesicht strahlte von Entzücken, wenn er einen übereinstimmenden Ton berührt hatte. Zwei Jahre später beschäftigte den jungen Kopf bereits der Plan zu einem Klavierkonzert.

Wolfgang begann daran zu schreiben, aber ein unerwartetes Hinderniß schien die Ausführung unmöglich machen zu wollen. Weil er seine Feder immer bis auf den Grund des Tintenfassens eintauchte, hatte er statt Noten lauter Kleckse zu Stande gebracht. Doch ließ er sich deshalb nicht abhalten, fortzufahren. Er wischte die Flecken mit der flachen Hand ab und schrieb weiter. Der Vater, welcher von dem Vorhaben seines Sohnes nichts wußte, trat in diesem Augenblicke mit einem Bekannten in das Zimmer.

„Was machst denn Du da?“ fragte er ihn.

„Ein Klavierkonzert; der erste Theil ist bald fertig.“

„Laß sehen, das wird etwas Schönes sein.“

„Nein, nein, es ist noch nicht fertig.“

Der Vater nahm es ihm aber weg und brach beim Anblicken dieses Geschreibsels in ein lautes Lachen aus. Als er jedoch die Komposition aufmerkamer durchsah, nahm sein Gesicht einen ganz anderen Ausdruck an; Thränen der Freude und Bewunderung rollten über seine Wangen.

„Sehen Sie,“ sagte er zu seinem Freunde, „wie Alles richtig und nach den Regeln gesetzt ist; nur kann man es nicht brauchen, weil es so außerordentlich schwer ist.“

„Dafür ist es auch ein Konzert,“ sagte der kleine Komponist; „man muß es so lange üben, bis man es herausbringt. Sehen Sie, so muß es gehen.“

Er begann nun zu spielen. Wenn es ihm auch nicht recht damit glücken wollte, so brachte er wenigstens so viel heraus, daß seine Zuhörer daraus erkennen konnten, was er damit gemeint hatte.

Wolfgang war etwa sieben Jahre alt, als er auf den Gedanken kam, noch ein andres Instrument zu erlernen. Er hatte in Wien eine kleine Geige zum Geschenk erhalten und auf dieser begann er ohne Vorwissen des Vaters seine Uebungen. Mozart's Vater gab damals einem Violinisten Namens Wenzl Unterricht in der Komposition und dieser brachte seinem Lehrer sechs Trios. Man wollte diese Stücke probiren: Wenzl sollte die erste, Schachtner die zweite Violine und L. Mozart (der Vater) mit der Viola den Baß spielen. Unerwarteter Weise kam Wolfgang und bat, Schachtner's Partie spielen zu dürfen. Der Vater erklärte ihm, daß es einsältig wäre, mitspielen zu wollen, ohne das Instrument zuvor erlernt zu haben; endlich ließ er sich erbitten und sagte: „Du magst meinethwegen mit Herrn Schachtner spielen, aber so leise, daß man Dich nicht hört; sonst mußt Du sogleich fort!“ Man beginnt und bald bemerkt Schachtner zu seiner Verwunderung, daß er ganz überflüssig ist. Er legt stillschweigend sein Instrument bei Seite. Die sechs Trios wurden ganz durchgespielt, ohne daß Wolfgang mit der zweiten Violine auch nur bei einer Note gefehlt hätte.

Die Aufmerksamkeit der Wiener Musikliebhaber lenkte sich einmal in hohem Grade der Signora Strinassachi zu, einer berühmten Violinspielerin. Nachdem diese ein Konzert bei Hofe gegeben hatte, erhielt sie die Erlaubniß, ein Konzert im Italienischen Theater veranstalten zu dürfen. Die Dame wünschte mit einem neuen Konzertsstücke aufzutreten, in dem sie mit einem anderen bedeutenden Künstler spielen könnte. Sie wandte sich an Mozart mit der Bitte, eine Sonate für Violine und Klavier zu komponiren und mit ihr vorzutragen. Mozart sagte zu. Allein, sei es daß es ihm an Zeit gebrach oder daß er sich zu dieser Arbeit nicht angelegt fühlte: er verschob sie von einem Tage auf den andern. So war der Tag vor dem Konzert herangerückt und es war noch nichts fertig. Als die Signora erfuhr, daß die Sonate bis jetzt nur auf den Zetteln stehe, die bereits gedruckt und ausgeheilt waren, eilt sie ganz außer sich zu Mozart und erklärt ihm, nicht eher von der Stelle zu gehen, bis er die Violinstimme abgeschriben habe. Zum Studiren bleibt ihr nur noch die Nacht und der folgende Morgen. Mozart kommt ihrem Wunsche nach und schreibt die Violinstimme ab. Am andern Morgen erscheint er nicht in der Probe und läßt sich erst im Konzert sehen. Man nimmt die Sonate vor. Das Publikum, das von dem Vorausgegangenen nichts weiß, bewundert das treffliche Zusammenspiel der beiden Künstler, in welchem sie die schwierigsten Passagen vortragen. Der Kaiser befindet sich in seiner Loge und bemerkt, daß Mozart nur ein weißes Blatt vor sich liegen hat. (Mozart war nämlich nicht dazu gelangt, seine Partie zu Papier zu bringen.) Kaiser Joseph verlangte die Musik zu sehen und erblickte in der That auf den doppelten Linien für das Klavier nichts weiter als die Taktstriche.

„Haben Sie es wieder einmal darauf ankommen lassen?“ fragte der Kaiser vorwurfsvoll.

„Ja, Er. Majestät,“ antwortete Mozart in freudig erregter Stimmung, „es ist aber doch keine Note ausgeblieben.“

Als Mozart das letzte Mal in Berlin ankam, war es gegen Abend, gerade als das Theater seinen Anfang nahm. Er erfährt, daß eine seiner Opern: „Belmonte und Constanze“, gegeben wird und eilt sogleich ins Theater, ohne sich zum Umkleiden Zeit zu nehmen. Er horcht, horcht und zwar so aufmerksam, daß er nach einigen Minuten Alles um sich vergißt und laut zu denken anfängt. Bald freut er sich über den Vortrag einzelner Stellen, bald wird er unzufrieden mit dem Tempo, bald machen ihm die Sänger und Sängerinnen zu viel Schnörkeleien. Der Beifall und Tadel des Meisters sprechen sich anfänglich nur in Geberden und durch Brummen aus; bald aber übermannt ihn das musikalische Fieber. Er drängt sich, ohne

es zu wissen, immer näher und näher dem Orchester zu, stößt seine Nachbarn, vergißt sich zu entschuldigen, brummt und summt die Melodie des Werkes vor sich hin, das er in Gedanken selbst leitet, und läßt bei jedem Fehler ein kräftiges Wort ertönen oder spricht sein Mißfallen aus. Alle Augen folgen dem kleinen, unscheinbaren Männchen im schlechten Oberrocke, das sich während der Darstellung so auffallende Freiheiten herausnimmt. Einige lachen ihm ins Gesicht; andere, welche er im Genusse störte, werden ärgerlich. Schon spricht man davon, den Störfried zum Theater hinaus zu werfen, der es wagt, in der Vorstellung einer Oper Mozart's einen solchen Lärm zu machen. Er merkt nichts, hört nichts als die Sänger und das Orchester. Endlich kommt es zu Pedrillo's Arie: „Frisch zum Kampfe, frisch zum Streite!“ Die Direktion hatte entweder eine unrichtige Partitur, oder es fehlten die Musiker, genug, die zweiten Violinen riefen bei den Worten „Nur ein feiger Tropf verzagt“ jedesmal Dis statt D. Nun konnte sich Mozart nicht länger halten, er rief in seiner, freilich nicht sehr verzierten Sprache aus Leibsträßen: „Verflucht! Wollt Ihr gleich D greifen!“ Alles sah sich um, auch Mehrere aus dem Orchester wollten wissen, wer sie so schonungslos angesprochen hatte. Jetzt erkannten einige Musiker den Meister in dem alten Leberocke. Die Nachricht von seiner Anwesenheit verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch das ganze Theater. Die Sängerin, welche die Rolle Blondinens spielte, erklärte, daß sie nicht weiter singe, da sie plötzlich unwohl geworden sei. Als die Nachricht an den Musikdirektor gelangt, weiß dieser sich nicht anders als der Verlegenheit zu helfen, als daß er sich an Mozart wendet. In einem Augenblick ist dieser hinter den Kulissen und tritt mit den Worten zu der eingeschüchterten Sängerin: „Madame, was treiben Sie für Zeug? Sie haben herrlich, vortrefflich gesungen, und damit Sie es ein andermal noch besser singen, will ich die Rolle mit Ihnen einstudiren!“ Die Sängerin trat wieder auf, das ganze Personal spielte um so schöner, weil es wußte, der Meister sei erschienen, und Mozart war mit der weiteren Ausföhrung sehr zufrieden. Auch hielt er sein Wort; er ertheilte der Sängerin Unterricht und sie bildete sich dadurch zur vollendeten Künstlerin.

Unter den Komponisten Wiens befand sich ein thätiger Mann, aber ein sehr mittelmäßiger Kopf, Namens Kogeluch, der da meinte, seinen Werken dadurch Geltung zu verschaffen, wenn er die eines großen Meisters herabsetze. Wo er konnte, suchte er Haydn's Ruhm zu schmälern. Er glaubte an Mozart einen eben so bereitwilligen Verbündeten zu gewinnen; in dieser Absicht brachte er ihm oftmals Quartetts und Symphonien von Haydn und machte mit triumphirender Miene auf einige jener grammatisirlichen Schnitzer aufmerksam, welche das Dyr beinahe nie bemerkt, wie verdeckte Quinten, die

aber nichtsdestoweniger in das Gebiet der pedantischen Kritik gehören. Zählte doch die Jagd auf Quinten unter die Leidenschaften des vergangenen Jahrhunderts. Als ein neues Quartett von Haydn in einer Gesellschaft aufgeführt wurde, stellte sich Kegelich zu Mozart und fand bald dies, bald das zu tadeln; endlich rief er bei einem kühnen Uebergange aus: „Das hätte ich nicht so gemacht!“ — „Ich auch nicht!“ erwiderte Mozart, „aber wissen Sie warum? Weil weder Sie noch ich auf diesen Einfall gekommen wären!“

Daß Mozart die Gabe der musikalischen Improvisation in staunenswerther Weise besaß, dafür spricht die nachstehende Begebenheit. Mozart speiste einmal, ehe er von Leipzig nach Berlin reiste, von wo er nach einigen Tagen zurückzukehren gedachte, beim Kantor Doles, in dessen Hause er viel und gern verkehrt hatte, und war sehr heiter. Die Wirthe, welche durch den Abschied trübe gestimmt waren, baten ihn um eine Zeile von seiner Hand zum Andenken; er machte sich jedoch lustig über sie und wollte lieber schlafen als schreiben. Endlich ließ er sich doch ein Stückchen Notenpapier geben, riß es in zwei Hälften, setzte sich und schrieb — nicht länger als höchstens fünf bis sechs Minuten. Dann gab er dem Vater die eine, dem Sohne die andere Hälfte. Auf dem einen Blatte stand ein dreistimmiger Kanon in langen Noten, ohne Worte; als man ihn sang, klang er herrlich, sehr wehmüthig. Auf dem zweiten Blättchen war ebenfalls ein dreistimmiger Kanon ohne Worte, aber in Achteln, sehr drollig. Als man nun bemerkte, daß beide Zusammenfassungen werden könnten, schrieb Mozart erst den Text, unter den einen „Lebt wohl, wir sehen uns wieder!“ unter den andern: „Heult noch gar wie alte Weiber!“

Bei Prag liegt die Villa Pertramta, ehemals Villa Duschek. Hier, in einem einsamen Landhause, verlebte Mozart im heitern Lebensgenuss glückliche Tage; hier vollendete er sein Meisterwerk, den „Don Juan“, hier schrieb er über Nacht die Duvertüre nieder, die mit erschütternden Geisterlängen das Strafgericht ankündigt, welches über den Gott und der Welt trotgenden Helden hereinbricht. — Das Landhaus wurde damals von einem musikalischen Ehepaar, den Duschek's, bewohnt. Franz Duschek war Klaviervirtuos, seine Frau eine gefeierte Koloraturfängerin. Mozart kannte die Duschek's schon von Salzburg her und verkehrte mit ihnen, so oft er nach Prag kam. Mitte September 1787 war er wieder anwesend, denn seine neue Oper „Don Giovanni“ sollte in Prag zum ersten Mal aufgeführt werden. Zwei Tage vor der angesagten ersten Aufführung des „Don Juan“ war in dem Landhause eine zahlreiche Gesellschaft versammelt. Mehrere Wagen hatten die Theaterunternehmer Bondini und Guarasoni, den Sänger Luigi Brassi und die Sängerinnen Saporiti, Bondini und Micelli herausgeführt.

Auch da Ponte war mit dem Signor Casanova erschienen. Man hatte den Nachmittagskaffee getrunken, die Stimmung war eine überaus heitere gewesen. Mozart, im Bewußtsein, daß er mit seinem neuen Werke auf Erfolg rechnen dürfe, bewegte sich mit olympischer Freiheit und Unbefangenheit. Kein Wälkchen eines Zweifels verdüsterte den reinen Horizont seiner Seele.

Als die Gesellschaft aufbrechen wollte, wendete sich Mozart zu den Damen mit der Frage:

„Ihr habt doch noch ein Plätzchen für mich im Wagen?“

„Was, Mozart, Du willst heute noch nach Prag fahren?“ rief Bondini mit einer Stimme aus, als ob er soeben das Schlimmste gehört hätte.

„Allerdings, ich habe einigen Freunden versprochen, mit ihnen in Tempelgäßchen zusammen zu kommen.“

„Gerechter Himmel! Im Tempelgäßchen, wo man Dich vor Mitternacht nicht wieder los läßt. Aber, Mozart, sei doch vernünftig, die Duvertüre ist gewiß fertig, ich kenne Dich, fertig im Kopfe, aber auf dem Papier sieht noch gar nichts. Sieh, Mozart, gesetzt, Du brächtest sie auch bis morgen Mittag zu Stande, die Stimmen müssen ja doch ausgeschrieben, die Duvertüre muß probirt werden.“

„Allerdings,“ antwortete Mozart, „aber ich werde fertig, wenn ich Mitternacht dran gehe. Die Freunde erwarten mich.“ Nach diesen Worten ging er einmal hinaus.

„Das ist schrecklich,“ klagte Bondini, indem er alle Sängerinnen um sich scharte; „ein solcher Leichtsinns war noch nicht da, so lange die Welt steht. Freunde, Freundinnen,“ fuhr er mit leiser, gedämpfter Stimme fort, „es geht nicht anders, es muß Etwas geschehen!“

„Aber was?“ fragten Alle durcheinander.

„Was? Wir müssen den Vogel einsperren!“

„Einsperren? Vortrefflich, aber wie bringen wir ihn auf sein Zimmer?“

„Das ist kinderleicht!“ rief die Bondini. Und zu dem wieder eintretenden Mozart gewendet, sprach sie bittend:

„Theurer Mozart, ich habe meine Handschuhe auf dem Klavier liegen lassen. Wollten Sie so freundlich sein, mir sie zu holen?“

„Sehr gern!“ antwortete Mozart und verschwand im Hause. Doch schon nach einigen Minuten erschien er am Fenster und rief heraus:

„Ich finde sie nicht!“

„So muß ich denn selbst nachsehen,“ antwortete die Bondini und un mittelbar darauf zog die ganze Gesellschaft die Treppe hinauf.

„Da liegen sie,“ sagte die Sängerin, die nur zum Schein unter den Noten gekramt hatte; sie schlug dann das Klavier auf und bat:

„Theurer Mozart! Nur ein paar Afforde der Ouverture, nur ein paar Afforde!“

Mozart setzte sich und schlug einige laute, lang anhaltende Afforde an. Er hatte keine Ahnung davon, daß eine Verschwörung gegen ihn im Werke sei. Während er spielte, öffnete man hinter seinem Rücken geräuschlos die Thür und eine Person nach der andern verließ leise das Zimmer. Mozart merkte erst den Streich, als die Thür ins Schloß fiel. Er sprang auf.

„Was ist das? Was soll das bedeuten?“

„Daß Sie eingesperrt sind und den Abend statt im Tempelgäßchen hier auf Ihrem Zimmer zubringen werden,“ antwortete die Bondini.

„Aber was habe ich denn gethan?“

„Vernehmnen Sie den Sprach des Gerichts!“ antwortete die lustige Saporiti; „Wolfgang Amadeus Mozart, der als schlechter Schulbner uns die Ouverture seiner Oper so lange schuldig bleibt, dadurch sein eigenes und unser Aller Interesse arg gefährdet, ist zu mehrstündiger Haft verurtheilt, während welcher er seine Schuld zu tilgen gezwungen sein wird.“

„Gute Nacht, Mozart!“ rief Guardasoni; „morgen in aller Frühe kommen wir, um nachzufragen, ob die Ouverture fertig ist.“

„Gute Nacht, süßer Amadeo, gute Nacht! Frisch an die Arbeit!“ So scherzte eine heitere Schar mit dem unsterblichen Genius.

„Wohl!“ erwiderte Mozart, „morgen soll die Welt die Ouverture haben.“

Er hielt Wort. Um sieben Uhr Morgens war die Ouverture fertig. Sie wurde sogleich mehreren Kopisten zum Ausschreiben der einzelnen Stimmen übergeben. Am anderen Tage, den 29. Oktober 1787, war an den Straßenecken zu lesen, daß „Don Juan“ am Abend desselben Tages zur Aufführung kommen werde. Um sieben Uhr Abends erschien Mozart an Dirigentenpult, tausend Hände regten sich zu seinem Empfange; er grüßte nach allen Seiten und gab das Zeichen zum Beginn. Drei Stunden später hatte die Oper ihren ersten Gang über die Bühne beendet. An diesem Abend sprach Mozart die Worte: „Meine Prager verstehen mich!“

Das Landhaus Duschek heißt heute Villa Petramka und gehört dem Großhändler Lambert Popelka und dessen Sohne Adolf. Zur Erinnerung an den Aufenthalt des großen Tonmeisters an diesem Orte hat der kunstsinige Besitzer auf einem Brunnen in der Nähe der Villa, aus welchem Mozart selbst Labung geschöpft, ein Denkmal mit der Büste des Meisters errichten lassen, das auf der Vorderseite des Sockels die Inschrift trägt: „Hier vollendete Mozart die Oper Don Juan am 28. Oktober 1787.“

Ueber die erste Hauptprobe zu „Don Juan“ werden zwei heitere

Zwischenfälle berichtet. Die Sängerin Bondini, welche die Rolle der Zerline sang, fehlte jedesmal im ersten Akte an der Stelle, bei welcher sie um Hülfe zu rufen hat. Sie schrie weder zu rechter Zeit, noch stark genug, woraus leicht eine musikalische Verwirrung entstehen konnte. Mozart steigt ungeduldig auf die Bühne, läst die letzten Takte des Memmetts wiederholen und in demselben Augenblicke, in welchem Zerlinens Stimme hinter den Kulissen gehört werden muß, packte er die Sängerin mit aller Macht um die Hüsten, so daß diese ganz natürlich aufschrie. „Brava Donella! So müssen Sie schreien!“ sagte Mozart befriedigt. — Als man zu der Scene auf dem Kirchhofe kam, ließ Mozart inne halten, weil eine der Posannen, welche den Gesang des Gouverneurs: „Di rider finirai“, zu begleiten hatte, fehlte. Man wiederholte die Stelle ein, zwei, drei Male, und immer fehlte es wieder an dieser Stelle. Der Meister verlast seinen Platz, geht zu dem unerbesserlichen Posannisten und erklärt ihm, wie er die Stelle ausgeführt wünsche. Da erwidert ihm der Mann ganz trocken: „Das kann man nicht so blasen und von Ihnen werde ich es auch nicht erst lernen!“ — „Davor soll mich Gott bewahren, mein Lieber,“ antwortet Mozart lächelnd. Er verlangte eine Feder und Papier und setzte sogleich der Begleitung zwei Oboen, zwei Klarinetten und zwei Fagote hinzu.

Ueber eine kleine liebenswürdige Nachte Mozart's wird von dem Musikschriftsteller Tappert folgende Geschichte erzählt:

Es ist sehr lange her, daß ich Mozart's „Don Juan“ zum ersten Male hörte. Ich befand mich zufällig einige Tage in Breslau und der Inhalt des Theaterzettels verlockte mich. Wer sang? Wie sang man? Ich weiß es nicht mehr, denn nur zwei Momente prägten sich dauernd meinem Gedächtnisse ein: die Gerichtsscene und die Tischmusik zur Gasterei im zweiten Akt. Diese letztere erinnerte mich durch den schrumpfenden Baß, die sadenscheinige Harmonie und die äußerst dürftige Melodie an das börsliche Funferkollegium, welches in meiner Heimat Sonntags zum Tanz aufspielte. Das hat Mozart dem Leben hübsch abgelautscht! So dachte ich damals und noch lange nachher. Später freilich dämmerte eine Ahnung in mir auf, daß der Meister hier wol etwas Anderes gewollt habe, als Dorfmusikanten kopiren. Diese über die Maßen zopfige Musik ist nämlich einem Finale aus Martin's vielgefeyerteter „Une cosa rara“ entnommen, welche von den Wienern einst dem „Figaro“ weit vorgezogen worden war. Man fand Mozart's Musik zu schwer, man vermiste die Melodie, man klagte über unverständliche, wußte Modulation, es gab aller Enden zu kritteln, und die Masse, das heißt die Mittelklassigkeit, hatte sich gar bald für Martin's „Cosa rara“ entschieden. Mozart mochte mit einigem Verdrui die Geschmacksverwilderung bemerkt



haben, sie konnte ihm ja nicht entgehen; er schuf weiter, er schrieb seinen „Don Juan“, nicht für die Wiener, sondern für Prag. Den undantbaren Unverständigen mußte aber ein kleiner Hieb verjagt werden und dazu eignete sich Don Juan's Gastmahl. Nach der Aufforderung:

„Fangt nur an, ihr lieben Leute,  
Etwas Fröhliches wünsch' ich heute!“

intonirt das Orchester die Reihe seiner Feststücke. „Una cosa rara“, sagt Leporello, nachdem er sechs Takte gehört. Schon in dieser Bemerkung liegt ein kleiner Spott; „eine rare Sache!“ höhnt selbst der Diener. Mozart hat den Hauptsatz des Martin'schen Finales anscheinend in seiner ganzen Wichtigkeit und Blöße vorgeführt; die Wirkung ist die beabsichtigte: man muß über die Einfachheit herzlich lachen. Der Bass säbelt sein Trommelfundament herunter, daß es eine rechte Art hat. Nachdem das Spiel eine Weile gegangen, erhebt sich wie eine Sonne aus dem Nebel jene prächtige, nach solchen Vorgängen wahrhaft zündende Hauptmelodie aus Figaro's Arie: „Dort vergiß leises Fiehn, süßes Wimmern.“ Der Schalk steckt hinter jeder Note und spottet: „Seht, jenen Firtelanz habt Ihr über Alles schön gefunden und mich — nun die Bescheidenheit erlaubt nicht, mehr zu sagen!“ Und der Schalk dreht dem Publikum die wohlverdiente Nase.

So rächte sich Mozart, der edle Mozart, der so leicht die vielerlei Unbill vergessen konnte, die man während seines kurzen Lebens ihm zugefügt, dessen Größe sich nie verleugnete, auch wenn er — ausnahmsweise — einmal Rache nehmen wollte!

Mozart war einst mit Haydn zum Essen eingeladen. Mozart, der als ein lustiger Gesellschafter galt und den Champagner liebte, sagte zu Haydn: „Ich wette um sechs Flaschen Champagner, daß ich ein Stück komponiren will, welches Sie nicht vom Blatte spielen sollen.“

„Ich nehme die Wette an,“ antwortete der Meister lachend.

Mozart ging an den Schreibtisch, warf einige Noten aufs Papier und reichte sie Haydn hin. Dieser war erstaunt über die Leichtigkeit der Komposition, setzte sich ans Piano und rief:

„Mozart leidet offenbar an Geldüberschuß; er will durchaus Champagner für mich bezahlen!“

Blöglich hielt Haydn nach dem Vorspiel an und fragte:

„Wie soll ich denn das spielen? Meine beiden Hände sind an die äußersten Ende des Instrumentes geschickt und zu gleicher Zeit soll ich eine Taste in der Mitte anschlagen. Das geht nicht!“

„Das stört Sie? Gut, sehen Sie her,“ antwortete Mozart und setzte sich ans Piano. Er präcludirt. An der betreffenden Stelle angekommen,

schlägt Mozart, ohne anzuhalten, die Taste in der Mitte an, indem er sie mit der Nasenspitze berührt. Alle Zuschauer brechen in ein Gelächter aus.

Haydn hatte nämlich eine Stumpfnase, Mozart eine sehr lange. Der Erstere bezahlte die verweteten sechs Flaschen Champagner.

Die gefährlichsten Eigenschaften waren für Mozart eine gutmüthige Weichheit seines Herzens und eine echte Liberalität der Gesinnung. Er gab, wie unwillkürlich, aus innerem Bedürfniß. Es wird erzählt, wie Mozart in Peipzig nicht allein den Chorsängern freien Eintritt gestattete, auf den sie keinen Anspruch hatten, sondern auch einem Bassisten unter den Thomanern, der ihm besonders wohl gefiel, ohne daß Jemand Etwas merkte, ein für diesen ansehnliches Geschenk in die Hand drückte. Einem armen alten Klavierstimmer, der sich vor Verlegenheit stotternd einen Thaler ausbat, übergab er ein paar Dukaten und eilte ins andre Zimmer. Wenn er augenblicklich im Stande war zu helfen, so konnte er einen Bedürftigen nicht ohne Unterstützung lassen, selbst wenn er sich und die Seinigen in nächster Zeit Verlegenheiten aussetzen mußte; sogar wiederholte Erfahrungen, daß man ihn hinterging, machten ihn nicht vorfichtig. Wer sich bei ihm zur Tischzeit einstellte, blieb sein Gast, um so willkommener, wenn er aufgeräumt und lustig war, Spaß machte und verstand, und Mozart freute sich, wenn seine Tischgäste es sich bei ihm schmecken ließen. Darunter gab es freilich auch falsche Freunde. Einer der ärgsten Menschen dieser Art war Alb. Stadler. Als ein ausgezeichnete Klarinetist, der Poffen und Spaß zu treiben und sich einzuschmeicheln wußte, brachte er es dahin, daß Mozart ihn häufig bei sich zu Tische sah und für ihn komponirte. Einst hatte er erfahren, daß Mozart vom Kaiser fünfzig Dukaten erhalten habe, und stellte demselben aufs Eindringlichste seine Noth vor: er sei verloren, wenn er ihm nicht diese Summe borge. Mozart, der das Geld selbst gebrauchte, gab ihm zwei schwere Repetirenbren zum Verleihen, unter der Bedingung, daß er ihm den Zettel bringen und sie zur rechten Zeit einlösen solle; da dies nicht geschah, gab ihm Mozart, um die Uhren nicht zu verlieren, fünfzig Dukaten nebst den Zinsen — Stadler behielt das Geld und ließ die Uhren auf dem Leihhaus!

Wie wenig Mozart die beste Gelegenheit zu seinem Vortheile zu benutzen wußte, bewies er, als ihm bei seinem Aufenthalt in Berlin im Mai 1789 Friedrich Wilhelm II. die Stelle eines Kapellmeisters mit 3000 Thaler Gehalt anbot. Nachdentlich und gerührt erwiederte Mozart: „Soll ich meinen guten Kaiser ganz verlassen?“ Der König hieß ihn den Vorschlag näher überlegen und versprach, auch wenn Mozart erst nach Jahr und Tag kommen wolle, sein Anerbieten aufrecht zu halten. Nach Wien zurückgekehrt, dachte Mozart anfänglich nicht daran, den Antrag zu

erwähnen; durch das Zureden seiner Freunde ließ er sich endlich bewegen, dem Kaiser die Sache vorzutragen und um seine Entlassung zu bitten. Unangenehm überrascht fragte Josef: „Wie? Sie wollen mich verlassen, Mozart?“ Da antwortete dieser gerührt: „Ew. Majestät, ich empfehle mich zu Gnaden, ich bleibe!“ Auf die Frage eines Freundes, ob er denn die Gelegenheit auch benützt habe, um sich eine entsprechende Entschädigung zu erwirken, rief er unwillig aus: „Wer kann in einem solchen Augenblicke, wo der gute Kaiser so liebevoll redet, an einen solchen Bettel denken!“

Während Mozart mit der Komposition der „Zauberflöte“ beschäftigt war, suchte da Ponte ihn zu bereden, mit nach London zu gehen, um dort mit ihm bei der Italienischen Oper thätig zu sein. Mozart war nicht abgeneigt, verlangte aber einen Aufschub von sechs Monaten, um die Vollendung und Aufführung seiner Oper abzuwarten.

Im Juli 1791 war die Arbeit so weit vorgerückt, daß Mozart die Oper als im Wesentlichen vollendet in sein Verzeichniß eintragen konnte; die Probe wurde schon nach der Partitur begonnen, als nur erst die Singstimmen mit dem Baß ganz eingetragen waren; die Ausführung der Instrumentation blieb einer spätern Zeit vorbehalten. Da erhielt Mozart einen unerwarteten Auftrag auf ungewöhnliche Weise. Ein ihm unbekannter Bote — es war ein langer, hagerer, grau gekleideter Mann mit ernstem Gesichtsausdruck, eine auffallende Erscheinung — überbrachte einen anonymen Brief, in welchem Mozart unter schmeichelhafter Anerkennung seiner künstlerischen Leistungen gefragt wurde, um welchen Preis er eine Seelenmesse zu schreiben übernehmen wolle und in welcher Zeit er dieselbe vollenden könne. Mozart theilte seiner Frau den Auftrag mit und gestand ihr, daß ihm die Aufgabe eine willkommene sei, daß es ihn verlange, sich in dieser Gattung wieder zu versuchen und einmal mit allem Fleiß ein Werk auszuarbeiten, das seine Freunde und Feinde noch nach seinem Tode studiren sollten. Auf das Zureden seiner Frau erklärte er sich zur Komposition bereit, ohne den Termin der Vollendung genau bestimmen zu können, und verlangte den Preis von fünfzig Dukaten, worauf der Bote sich wieder einstellte und den bedungenen Preis mit dem Versprechen einer Zulage für die fertige Arbeit auszahlte. Er brachte ihm zugleich die Weisung, ganz nach seiner Stimmung und Laune zu schreiben; übrigens solle er nicht nachforschen, um den Besteller zu erfahren, da dies vergebliche Mühe sein würde.

Nach neueren Ergebnissen ist es erwiesen, daß Graf Franz von Walzegg zu Stuppach, um das Andenken seiner am 14. Februar 1791 verstorbenen Gemahlin, Anna Edlen von Stammberg, zu feiern, durch seinen Verwalter Leutgeb das Requiem bestellte. Er war ein eifriger Musiker, selbst

guter Flötenbläser und mittelmäßiger Violoncellspieler, der jeden Dienstag und Donnerstag Quartettaufführungen abhielt. Der Graf hatte aber auch die Laune, für einen Komponisten gelten zu wollen. Er bestellte bei verschiedenen Komponisten, in der Regel anonym, gegen gutes Honorar Kompositionen, schrieb die ihm zugeschickten Partituren eigenhändig sauber ab und ließ nach seiner Abschrift die Stimmen ausschreiben. Bei der Aufführung mußten die Mitspielenden den Komponisten errathen; sie thaten ihm im vollen Bewußtsein der Mystifikation den Gefallen, immer ihn zu nennen, was mit einem Lächeln des Einverständnisses von ihm erwidert wurde. Deshalb ward auch das Requiem so geheimnißvoll bestellt.

Nachdem die „Zauberflöte“ zur Aufführung gebracht worden war, ging Mozart mit allem Eifer an die Vollenbung des Requiem. Die rastlose Anstrengung, mit welcher er auch Nachts daran arbeitete, vermehrte sein Unwohlsein. Zwar erholte er sich etwas, indeß war diese Besserung nur von kurzer Dauer, seine Kräfte nahmen mehr und mehr ab, es trat Geschwulst an Händen und Füßen und eine fast völlige Unbeweglichkeit ein. Aber auch auf dem Schmerzenslager blieb er sich gleich in seiner Herzengüte und Freundlichkeit; er verrieth nie die geringste Ungeduld. Mit lebhafter Theilnahme hörte er von den wiederholten Aufführungen der „Zauberflöte“, Abends legte er wol die Uhr neben sich und verfolgte im Geiste die Darstellung: „jetzt ist der erste Akt aus — jetzt ist die Stelle, große Königin der Nacht!“ Noch am Tage vor seinem Tode sagte er zu seiner Frau: „Einmal möchte ich doch noch meine „Zauberflöte“ hören“ und sumimte mit kaum vernehmbarer Stimme: „Der Vogelfänger bin ich ja!“ Kapellmeister Koser, der am Bett saß, stand auf, ging zum Klavier und sang das Lied, was Mozart sehr zu erheitern schien. Auch das Requiem beschäftigte ihn fortwährend. Während er noch daran arbeitete, pflegte er jede vollendete Nummer gleich singen zu lassen und spielte die Instrumentation auf dem Klavier. Am Tage vor seinem Tode ließ er sich die Partitur aufs Bett bringen und sang selbst noch die Altstimme; Schack sang wie gewöhnlich den Sopran, Hoyer, Mozart's Schwager, Tenor und Grel Bass. Sie waren bei den ersten Takten des „Lacrimosa“, als Mozart heftig zu weinen anfing und die Partitur bei Seite legte. Ahnte er, daß er das Werk nicht vollenden werde? Am Abend sagte er: „Habe ich es nicht gesagt, daß ich dies Requiem für mich schreibe?“

Spät Abends kam noch der Arzt. Er erklärte, daß keine Hilfe mehr sei, verordnete aber noch kalte Umschläge auf den Kopf, welche Mozart so erschütterten, daß er bald darauf das Bewußtsein verlor, das sich auch nicht wieder einstellte. Noch in seinen letzten Phantasien schien ihn das Requiem zu beschäftigen, er blies die Backen auf und suchte mit dem Munde die

Faunen nachzuahmen. Gegen Mitternacht richtete er sich auf, seine Augen waren starr, dann neigte er sein Haupt gegen die Wand und schien einzuschlummern; um 1 Uhr, am 5. Dezember, war er verschieden.

Mozart hinterließ über sechshundert Werke, und zwar 23 Opern, theatralesonaten u. dgl., 20 Messen und Requiems, 8 Sitanen und Vespern, 40 Offertorien u., 17 Orgelsonaten, 10 Kantaten, 66 Arien, Trios, Quartette, Chor mit Orchesterbegleitung, 41 Lieder mit Klavierbegleitung, 23 Kanons für 2—12 Stimmen, 22 Klavierfonaten und Phantasien, 16 Klaviervariationen, 23 Einzelstücke, 11 Klavierstücke zu vier Händen und für 2 Klaviere ohne Begleitung, 45 Klavierfonaten mit Violinbegleitung, 11 Trios, Quartette, Quintette mit Klavier, 6 Streichduos und Trios, 32 Streichquartette und 1 mit Blasinstrumenten, 9 Streichquintette, 49 Symphonien, 33 Divertimente, Serenaden u., 27 Orchesterstücke, Märsche, einzelne Symphoniesätze, 39 Tänze für Orchester, 55 Konzerte.

### „Meber dies Stück bin ich König!“

Friedrich der Große befahl seinem Kapellmeister Graun, sogleich eine Hauptprobe zu einer seiner neuen Opern zu veranstalten, weil er der Generalprobe, die in einigen Tagen stattfinden sollte, nicht beiwohnen könnte. Die Probe begann. Der König, der sich in sehr übel gelaunter Stimmung befand, ließ sich die Partitur geben und strich mehrere Seiten derselben. Graun sah die Aenderungen des Königs und erwartete mit stillem Bewußtsein des Werthes seiner Arbeit das Ende.

„Graun,“ sprach der König, „das muß Alles anders gemacht werden; Alles, was ich gestrichen hab, ist Seiner nicht werth und gefällt mir nicht!“

„Das bedauere ich recht sehr,“ entgegnete Graun, „indessen werde ich keine Note abändern, denn übermorgen ist Generalprobe und in drei Tagen kann nichts Neues mehr einstudirt werden. Und dann noch das wichtigste Argument, was ich habe, welches ich Ew. Majestät aber erst sagen werde, wenn Sie wieder gnädiger sind denn heute.“

„Graun,“ sagte der König, „auf Ihn war ich nie ungnädig, deshalb will ich Sein Argument als ich hören.“

„Nun dann,“ sprach Graun, indem er seine Partitur in die Hand nahm, „über dies Stück bin ich König!“

Der König lächelte und bemerkte:

„Er hat Recht, Graun, und deshalb bleibt Alles beim Alten!“